

(Nachdruck verboten.)

17]

## Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

„Der Herr Direktor haben doch wohl eine kleine Ahnung davon gehabt?“ meinte der Wege-Inspektor in stiller Bewunderung.

„Ich? — Zum Teufel auch, — ich hatte nicht die geringste Ahnung davon, — glaubte, er wolle bauen.“

„Ja, er weiß, was er thut, dieser Herr Johnston; — aber der Herr Direktor steht ihm in der Hinsicht wahrlich nicht nach, hi, hi, hi.“

„Ach, er hat ein Schweineglück gehabt! Ein Quentchen Glück wiegt mehr als zehn Pfund Verstand, wissen Sie wohl.“

„Hm, hm, — — Es ist gewissermaßen unangenehm, wenn einem ein Amt übertragen wird, das einem nicht gefällt; aber jetzt, Herr Direktor! verlangt man von mir eine abermalige Aufzählung der Reisenden. — — Und ich muß gestehen, seit der Herr Direktor im vorigen Jahr die guten, triftigen Gründe gegen die Diligencefahrt anführte, — das Geringere, das dem Größeren hinderlich sein würde, — ist mir die Sache durchaus nicht mehr angenehm, — sehe ich sie nicht mehr in demselben enthusiastischen Licht, — und, — aber man wird ja dazu gezwungen, — von Amtes wegen.“

„So? — Der Landrat hat sich also den Unsinn noch nicht aus dem Kopfe geschlagen? — Es muß die reine fixe Idee bei ihm sein.“

„Vielleicht weiß der Herr Direktor nicht, daß ein paar von den Vorstandsmitgliedern, die im vorigen Jahr gegen den Plan waren, jetzt den Mantel auf die andre Seite gehängt haben. — — Gaarder, — der Kämmerer, — hm, — wenn es schließlich so weit kommen sollte; — aber ich bitte, meine Vermutungen mit Discretion zu behandeln. — Daß Harrestad sich glühend für die Sache interessiert, hat ja bekanntlich seine guten Gründe, — so lange der Herr Direktor sich auf der andren Seite befindet. — — Und daß ein Mann wie Herr Johnston nach wie vor für die Diligencefahrt ist, das fällt allerdings schwer in die Waagschale, Herr Direktor, — er ist ja gewissermaßen jetzt eine Macht, — und dabei so ganz unparteiisch und uninteressiert.“

„Johnston!“ Der Direktor sprang vom Stuhl auf. „Johnston, — — nun ja, — sein Interesse kommt dabei nicht in Frage.“ — Verhüft setzte er sich wieder.

„Ich weiß, daß er sehr für den Plan eingenommen ist und sich sogar teilweise in warmen Worten darüber äußert, — folglich muß man seine Stimme wohl mitzählen, — sintemal er im Vorstand ist.“ — —

„Johnston!“ — — Der Direktor fing an, im Zimmer auf und nieder zu gehen, als sei der Wege-Inspektor nur Luft für ihn — — „Johnston!“ — — Er ging auf die Ebstubenthür zu, wandte sich aber hastig um, indem er sie öffnete. — —

„Die Aufzählung, die Sie im vorigen Jahre machten, Finkenbagen, die war ziemlich flott! Die Sache wurde wohl auf höheren Wunsch ein wenig rosig beleuchtet. — —

Du, Zette, — ah, — Gjertrud,“ sagte er ins Eßzimmer hinein, — „eine von Euch muß jetzt kommen und den Wege-Inspektor unterhalten, — ich habe nicht länger Zeit.“

Durch das Dienstenster gab er einem Knecht Befehl, anzuspinnen, während er einen andren Rock anzog, und wenige Minuten später rasselte sein Wagen donnernd der Stadt zu.

— — Diese Sache war wirklich reichlich weit gediehen! — — Beabsichtigte man eine Ueberrumpelung ins Werk zu setzen? — — Nun, wer i h n überrumpeln wollte, der mußte denn doch ein wenig früher aufstehen als der Landrat und Gaarder!

Der Wagen hielt vor Johnston's Gartenzaun. — Da ging er im Strohhut umher und puffelte zwischen seinen Beeten. — —

„Ach, Johnston!“

„Was, — Bratt? — Guten Abend! Willst Du nicht ein wenig hereinkommen?“

„Habe keine Zeit. — — Zum Teufel auch, was sind das für Sachen, die hier jetzt in Scene gesetzt werden sollen, — dies mit der Diligence?“

„So? — Davon habe ich nichts gehört! Aber es sollte mich freuen, wenn wieder etwas Leben in die Angelegenheit käme!“

„Du, Freundchen, — man rechnet stark auf Dich! Der Vorstand, — und dann sollen wir nun in Zukunft thalaufwärts mit der Diligence rollen, und mit der Eisenbahn wird es natürlich fürs erste nichts.“

Johnston schüttelte den Kopf.

„Aber, lieber Bratt! Bist Du denn noch immer so auf die Idee verhasst? Ich dachte, — —“

„Weiß Gott, ich bin das, — und nun soll der Wege-Inspektor wieder ans Zählen.“ — —

Johnston stand da, ein Gartenmesser und ein Bund frischgestochener Spargeln in der Hand. Er legte das Ganze nieder und stützte sich auf das Gartengitter:

„Ich bin ja sehr dafür interessiert, daß wir die Eisenbahn bekommen, — jetzt, da ich die Waldungen da oben gekauft habe, wo die Bahn vorüber muß.“

„Siehst Du!“ — unterbrach ihn der Direktor triumphierend, — „nun gehen uns die Augen auf, jetzt, wo wir selber dafür ein wenig Verwendung haben, — freilich bist Du interessiert, — und zwar ganz gründlich! — Das ist klar. — — Wir machen ohne weiteres diese Diligence unmöglich, Du. Ich bin fest überzeugt, der Landrat hat sie sich so fein und modern gedacht mit weichen Polstern und blanklackiert und großen Spiegelscheiben, so daß sie den funkelneuesten, zeitgemäßen Ansprüchen genügt. — — Und dafür bekommt dann der Landrat den Dafsorden! — — und damit hat die Diligence ihren eigentlichen Zweck erfüllt.“ — Der Direktor lehnte sich in rosigster Laune in seinen Wagen zurück.

„Ja, — nein, — siehst Du, — ich wollte sagen, daß wenn ich, — der ich so an dem Zustandekommen der Eisenbahn interessiert bin, der Ansicht bin, daß die Diligencefrage keinen Einfluß darauf hat, so könntest Du doch sicher auch so weit kommen, die Sache im selben Licht zu betrachten wie ich.“

„Wie, — Du meinst, ich sollte — — Nein,“ kam es in verbissenem Ton heraus, indem er am Zügel ruckte, so daß das Pferd ganz unruhig wurde. — — „Und folglich stimmst Du also im Vorstand dafür?“

„Wenn es erst soweit kommt, so weißt Du ja, daß ich es thue.“

„Hm.“ — — Das Pferd trippelte unruhig vor dem Wagen, von einer starken Hand gehalten. „Ich sage nur, — und Du kennst meine Ansicht von früher, — Deine grenzenlose Naivetät, wo es sich um öffentliche Angelegenheiten handelt, thut mehr Schaden, als — — Nun, nun, nimm's nicht übel. — — Aber, — ich bin doch neugierig auf den Tag, wo Dein Landrat die Diligence zu seinen Verdiensten zählen kann. — — Guten Abend, Johnston!“

Er ließ dem Pferde die Zügel schießen. In rasender Fahrt jagte es den Hügel hinauf und bog in den Thorweg, der zum Comptoir führte, ein.

Eine halbe Stunde später zeigte sich Harrestad's schwächliche Erscheinung ganz erhitzt in der Thür.

„Herr Direktor haben nach mir geschickt. — Ich weiß wirklich nicht recht, welchem Umstande ich diese Ehre zu verdanken habe — —“

„Ach, zum Teufel auch, danken, Harrestad, ehe einem was geboten ist! Nehmen Sie gefälligst Platz.“

Das war ein höchst sonderbarer Empfang. Harrestad schaute um sich und ließ sich dann auf dem Ledersofa nieder.

„Sie haben nun schon ziemlich lange hier in der Stadt gelegen und gekrabbelt und sich bemüht, in das öffentliche Leben hinein zu gelangen, Harrestad; — aber sonderlich glatt ist es wohl nicht gerade gegangen, wie?“ wandte sich der Direktor mit einem gewissen Humor ihm zu.

„Nein, — daran sind der Herr Direktor schuld!“

„Ja, ich glaube es fast selber.“ Sie tauschten einen Blick aus.

„Diese Beschäftigung, bei Konkursen als Kläger aufzutreten und dergleichen, — und die Sparkasse für die Handwerker, in die niemand Geld einschießt. — — Und dann nun dieser letzte Versuch, — wie nennen Sie es doch noch, — „Hilfskasse für Seelente zur Anschaffung nützlicher Schriften“, — zu der Sie selber die Bücher liefern.“ — —

Der Direktor stand an dem Pult, den Arm stützend und ein Schlüsselbund leise hin und her schwingend. —

„Die Leute durchschauen das alles viel zu sehr. — Und das ist Ihnen stets bei den Wahlen hinderlich, — weit mehr als der Direktor, — wie schlau und klug Sie auch Ihre Dohner aufstellen.“

Harrestad saß da, von Minute zu Minute wurde er wütender. Er erhob den Arm und war gerade im Begriff, aufzuspringen, als ihn ein Ton und ein Blick seines Gegners in den Schranken hielt.

„Ja, ja, — weit mehr als der Direktor. —“

Was meinen Sie, Harrestad, kam es nach einer brüdenden Pause, — „wenn Sie all den Blödsinn über Bord wüßten, und ich Ihnen etwas verschaffte, was Ihnen wirklich dazu verhülfe, festen Fuß im öffentlichen Leben zu fassen. Den Revisorposten am Krankenhaus zum Beispiel, der zu Neujahr frei wird?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Lump.

Von Max Rentwich.

(Fortsetzung.)

Montagsmorgen war das gesamte Personal der Buchdruckerei Niederlein pünktlich angetreten. Gerade der Montag war jener verpönte Tag, an welchem der Geist der Arbeit aus seiner sonntäglichen Feierstimmung unmittelbar in die richtigen Geleise gelenkt werden mußte. In jedem andren Morgen gönnte sich der ruhebedürftige dicke Herr mit dem goldenen Kneifer einige Stunden des süßen Nachschlammers, um ein etwaiges Manko der Nachtruhe nachzuholen; aber Montags saß er mit dem Schläge 7 auf seinem Drehstuhl und mußerte etwa noch später Eintretende auf das schärfste. Und wer gar die 5 Minuten Laufzeit überschritt, der bekam, wie es in Kollegentreifen hieß, „ein Gesicht zu sehen“. Derartige Demonstrationen vom Stapel zu lassen, hatte er allerdings sehr wenig Gelegenheit, denn das Personal wußte, durch die Erfahrung belehrt, wie es sich Montagmorgen zu verhalten hatte.

Ein jeder stand an seinem Plage und suchte sich mit der Montagmorgen-Arbeit zurechtzufinden, so gut es eben ging. Man plauderte nebenhin ein bißchen mehr als sonst, denn es gab ja vom Sonntag her zu erzählen. Eine neue Eroberung, die einer beinahe gemacht, ein verunglückter Angriff, ein belauschtes Tête-à-tête und dergleichen schöne Sonntags-Erlebnisse.

Nur einer von den jüngeren Leuten sagte kein Wort, lächelnd still für sich hin. Auf seinem Gesicht war es klar zu lesen, daß seine Gedanken ganz wo anders weilten, als bei seiner Arbeit. Er dachte an den Sonnabend, wo er seinen Nebenmann, den neuen Kollegen, einlud, an einer Partie teilzunehmen; dieser hatte es abgelehnt; und wie schön war's, daß er abgelehnt hatte. Denn der neue Kollege mit dem effigsauren Gesicht hätte ihm ja doch bloß im Wege gestanden.

„Nanu, Kleiner,“ wurde er plötzlich angelacht, „Sie sagen ja heute gar nichts?“

Der Angeredete wachte aus seinen Träumereien auf; er befand sich plötzlich, daß er ja unter seinen Kollegen stand und nicht an der Seite jener herzigen, rosafarbenen Küllwolke durch den Stadtwald schwebte, wie gestern.

Die Antwort auf diese Anzapfung war wieder nur ein Lächeln. Doch die Sticheleien nahmen kein Ende, bis er fragend von seinen Rippen schlich — aber sehr leise, daß es kaum die Nächststehenden hören konnten: „Ach, Kinder, Ihr versteht's ja nicht, von Euch hat sich ja noch keiner richtig satt geküßt.“

Wie die Kollegen darüber dachten, ließ sich aus dem Gelächter entnehmen, welches den schüchternen, aber glühenden Worten folgte. An Bemerkungen zweideutigster und unzuweideutigster Art fehlte es nicht, bis der lächelnde junge Mann sich wieder in vollkommenes Schweigen gehüllt hatte und alle Redensarten im Vollbewußtsein seines Glückes ruhig über sich ergehen ließ.

„Frühstück! Soll ich was mitbringen?“ fragte ein Laufbursche laut herum. Unter dem Arm hatte er eine Kiste geklemmt, deren Dedel abgenommen war; einige leere Bierflaschen guden heraus. Bestellungen wurden gemacht; und wer vom Sonntag noch einige disponible Groschen übrig hatte, verstieg sich sogar zu einer kleinen Delikatesserie; das konnte auch nur Montags sein.

Der neue Kollege, an dessen Anwesenheit man sich in den verfloßenen acht Tagen gewöhnt hatte, bestellte auch etwas.

„Eine Flasche Bier und für 10 Pf. Zwiebelbierwurst.“

„Ja, für 10 Pf. giebt es nicht,“ erwiderte der Kleine kerl.

„So — na, dann bring' mir für 15 Pf., macht 25 Pf.“ Er griff in die Hosentasche und brachte diverse Nidel- und Kupfermünzen hervor, zählte 25 Pf. ab und gab sie dem Kleinen.

Dieser ging gleich weiter, er hatte es eilig.

Doch der Besteller konnte nicht umhin, seinen ganzen Barbestand flüchtig durchzuzählen; es kam ihm zu wenig vor.

Er suchte alle Kleinigkeiten in seiner Hosentasche zusammen und konnte nicht mehr als 30 Pf. zusammenbringen, und er hatte doch

weder Hemd noch Tabakspfeife gekauft. Lange Zeit gingen ihm diese Gedanken im Kopf herum; um allen Zweifeln ein Ende zu machen, nahm er ein Stückchen Papier und begann zu notieren: Sonnabend nichts, nur Wasser getrunken, Sonntag früh auf Ersuchen seiner Wirtin ein Taschentuch gekauft: 40 Pf.; ein Papiertragen 10 Pf., ein Paar Papiermanschetten 15 Pf., ein Papierchemise 10 Pf., Entree zum Volksgarten 10 Pf., Nachmittag-Kaffee 25 Pf., 2 Glas Bier mit Tringeld 35 Pf.

Er zählte alles zusammen und richtig, es stimmt: 1,45 Mark und heute Frühstück 25 Pf., in Summa 1,70 Mark, bleibt Rest 30 Pf.

Es stimmt — wirklich, es stimmt.

Dann giebt es von morgen ab wieder Wasser zum Frühstück, wie in der vergangenen Woche.

Wenn nur abends nicht dieser ganz eigentümliche Appetit auf Tabak gewesen wäre.

Benigstens einmal eine Cigarre rauchen. Man könnte sich ja doch einmal zwei Cigarren für 10 Pf. leisten, dann bleiben ja immer noch 20 Pf. übrig. In dieser Woche sind ja keine Ausgaben mehr, Bier wird nicht getrunken, Wurst giebt es nicht mehr! Es mußte doch also gehen! Jedoch er rechnete und überlegte, ob nicht noch unerwartete Ausgaben kommen könnten, für die doch ein paar Pfennige reserviert bleiben müßten. Zwei Abende vermochte er sein Verlangen noch zu unterdrücken; am dritten aber fiel es ihm gar zu schwer, bei dem einladenden Cigarrengeschäft vorüber zu gehen, durch dessen geöffnete Thür ein pridelnder, würziger Geruch in den schwülen Sommertag strömte.

Und als er dann abends am Fenster saß und wirklich eine Cigarre rauchte, empfand er eine so recht tiefinnere Befriedigung seines Wunsches. Nur störte ihn im friedlichen Genuße ein gewisses Mißbehagen. Seine Gedanken schweiften ab. Fortwährend dachte er daran, wie er heute morgen seinem Kollegen den verwünschten Bescheid geben mußte.

Ein älterer, sehr ruhig und bedacht redender Kollege fragte ihn so recht im Vertrauen, ob er organisiert sei, oder wie er darüber denke, dem Verbands beizutreten? Die Antwort war, daß er in die Hofentafel griff und die übriggebliebenen 30 Pf. zeigte. Es wurde dann über die Lohnverhältnisse gesprochen. Der Kollege konnte seine Verwunderung über diesen allzu geringen Lohnsatz nicht unterdrücken; es sei ja im Geschäft hier schon so manches passiert, aber 16 Mark, das hätte „er“ doch noch keinem geboten. „Se nun,“ meinte der ältere Kollege leutselig, „wenn einem die Not treibt, nimmt man schließlich mal eine schlecht bezahlte Kondition an, aber . . .“ Den Nachsatz ließ er fallen.

Daß ihn die Not getrieben, das war also als berechtigt anerkannt worden; von welcher Art diese Not war, hatte man glücklicherweise zu berühren unterlassen, vielleicht bergessen — vielleicht aber wußten auch die Kollegen, wie alles gekommen war. Denn der ältere hatte in sehr vernünftiger Weise ein paar Wochen Wartezeit empfohlen; es ließe sich dann ja immer noch darüber reden; wenn erst einmal die Anfangs-Ausgaben gedeckt wären.

An dieses alles dachte er jetzt, während er den Rauch der Cigarre durch das Fenster blies. Eine andre Beschäftigung hatte er nicht; er hätte gern gelesen, Bücher besah er leider nicht und eine Zeitung — die kostet monatlich 75 Pf. bis 1 Mark, und die Wirtin, die so wie so scheel sah, hätte es für unantwortlichen Luxus halten müssen, wenn ein Buchdrucker, der den ganzen Tag liest, abends noch eine Zeitung extra liest. Und im Lokal lesen — da mußte er Bier trinken und das kostet Geld. Es blieb also nichts übrig, als vorläufig abends nichts zu unternehmen, an jedem zweiten oder dritten Tage vielleicht eine Cigarre zu rauchen.

Spazierengehen — das konnte er noch. Aber dabei war ihm gestern abend etwas recht Unangenehmes passiert. Er hatte einen Kollegen getroffen und dieser fragte ihn, ob er auch ein Glas Bier trinken gehe? Solch eine Frage, die er gestern unter irgend einem Vorwand verneinend beantwortet hatte, würde ihn heute geradezu verlegen gemacht haben. Bis heute waren noch 30 Pf. Barbestand, jetzt aber gar nur 20 Pf.

Und heut war erst Donnerstag; in dieser Woche war also nicht mehr an vieles Spazierengehen zu denken.

Er fühlte auch, daß er müde und abgespannt war, es war gewiß das beste, sich zu Hause auszuruhen.

Die Woche war glücklich zu Ende.

Donnerstag war keine Cigarre geraucht, auch kein Bier getrunken worden; Freitagabend zogen wieder lichtblaue Tabakswolken durch das Fenster, und heute war es nun gekommen, da andre Ausgaben gar nicht entstanden waren, daß immer noch 20 Pf. in der Hofentafel steckten, als der Wochenlohn, nach den üblichen Abzügen in Höhe von 12,50 Mark hineingeschoben wurde. Das war ja wieder eine Unmasse Geld.

Zu Hause angekommen, wurde der Etat sofort festgestellt. Alle Ausgaben acceptiert. Nur wurde bei dem Posten Hemd oder Tabakspfeife etwas Definitives nicht beschloffen.

Da war es Frau Müller, die hier das entscheidende Wort sprach, und zwar für Anschaffung eines Hemdes. Sie mußte mit nicht recht sauber abgewogenen Worten gesprochen haben, denn die Art, wie sie den Zweifel, ob Hemd, ob Tabakspfeife, beurteilte, machte den jungen Mann verlegen. Der Erfolg war: sofortige Anschaffung

eines Hemdes zum Preise von 1,50 Mark. Untertwegs wurden ohne Besinnen noch zwei Stück Cigarren gekauft. Diese sollten wieder, wie das letzte Mal, für die ganze Woche reichen.

Und dann wurde zu Hause nochmals große Abrechnung gehalten. Rechnen und Groschenzählen schienen mit Uebereifer betrieben zu werden, und auch öfter als es notwendig war. Aber heute war ja Sonnabend, da mußte jeder ordnungsliebende Mensch abrechnen.

Miete 10,50, Hemd 1,50 Mark, Papiertragen 10 Pf., dito Chemisette 15 Pf. (die Manschetten gingen noch eine Woche zu gebrauchen), 2 Stück Cigarren 10 Pf.; macht Summa 12,35 Mark. Bleibt Rest, zusammen mit den aus der vorigen Woche erübrigten 20 Pf.: 35 Pf.

Auf dem Papier übte die Rechnung mit dem erschrecklichen Resultat noch keine so rechtliche Wirkung aus; es wurde zwar vorsichtshalber sofort noch einmal durchgerechnet, um die Richtigkeit festzustellen. Als aber die Posten alle mit den schönen harten Edelmetallplatten bezahlt waren und der ganze verbleibende Rest in Höhe von 35 Pf. in die Hosentasche gesteckt war, da fuhr sich der unglückliche junge Mann in einer gewissen Verwirrung mit der flachen Hand über die Stirn. 35 Pf. ist sehr wenig.

Da mußte irgend ein unnötiger Posten verzeichnet sein, der bequem gestrichen werden konnte. Nach wiederholter Durchsicht des Papierstreifens, auf dem die Rechnung stand, schüttelte er mit dem Kopfe: „Es ging nicht, ich hätte höchstens das Chemisette noch acht Tage umbinden können; ganz sauber war's ja nicht mehr, aber vielleicht war's gegangen; dann wären 50 Pf. übrig geblieben; 50 Pf., das wäre doch schon etwas mehr gewesen.“

Am diesem Sonntag mußte der Volksgarten allerdings gestrichen werden; denn 10 Pf. Entree — nein, das ging nicht. Und man konnte doch nicht hineingehen, ohne etwas zu verzehren. Schließlich war es draußen auch ganz hübsch.

Es konnte doch auch jedermann gleichgültig sein, ob jemand im Garten sah oder draußen spazieren ging.

Wenn sich nur einmal in Erfahrung bringen ließe, ob die Leute wohl ahnen, wie viel Geld der einzelne in der Tasche haben mag. Ob jemand mir ansieht, daß ich nur 35 Pf. habe. Was würden die Leute für Gesichter machen, wenn sie es wissen könnten? — Lachen, lachen, verächtlich lachen; ebenso verächtlich lachen über mich, wie über den Korrigenden, der mit der Blechschüssel unter dem Arm und dem Löffel im Knopfloch hinauszieht zum Steinelaren.

„Ach, Unsinn, die Leute sehen es ja nicht.“

Und doch — er ging allein aus dem Wege. Sie sollten ihn nicht ansehen. Hätte es jemand getan, er hätte gefühlt, wie ihm das Blut in die Wangen geschossen wäre.

Weit draußen auf freier Wiese ließ er sich nieder. In dem hohen Grase lag er, fern von den Menschen.

Sommer-Abendchwüle lag über den Feldern; die Zirpe ließ ihre eintönige Weise erklingen, sonst alles still. Nur hoch oben an den Wolken, ein einziger, beweglicher, dunkler Punkt, flog eine Lerche und sang ihr Lied, daß es weit über die Hüler scholl; sie stieg immer höher, immer höher, bis sie kaum mehr zu sehen war.

Dort unten im hohen Grase lag ein junger Mann und sah ihr nach und hörte ihr zu, wie sie sang und plauderte. Und dann flüsterte er ihr zu, wie wenn sie es verstehen sollte: „Daß Dich nicht fangen, kleiner lustiger Vogel, wenn Du einmal im Gebauer eingesperrt gewesen bist, verlernst Du das Singen und steigt gewiß nie wieder so hoch; laß Dich nicht fangen, komm' den Menschen nicht zu nahe.“

Doch sie sang ungehört fort, trillerte und jubilierte, bis die Sonne, wie ein Goldklumpen, hinter den waldigen Bergen versank. Dann ließ sie sich hernieder, immer noch singend; dann eine kurze Pause, und wieder Gesang.

Weit hinten auf der Wiese verschwand sie im hohen Grase, wo das Weibchen im Neste saß.

Spaziergänger kehrten aus dem Stadtwalde heim. Einige von ihnen sangen: „Wer hat dich du schöner Wald“ — „Morgen marschieren wir“ — „Weh“, daß wir scheiden müssen“.

Schon von ferne hörte man sie. Rudelweise kamen sie unter Gesang, Lachen und Scherzen.

Es war dunkel geworden. Doch in den schwülen Sommer-nächten herrscht nie wirkliche Finsternis: die weißen Lichtgestalten heben sich immer noch scharf ab.

Vater und Mutter gehen vorn; sie sind schon längst vorbei. Dann kommen die Kleinen: Botanikertrommel, Schmetterlingsnetz, Ballnetz, Hängematte. Dann, etwas sehr weit von den vorderen ab, eine Mädchengestalt in blendendem Weiß, ein junger Mann an ihrer Seite; sein rechter Arm ist um ihre Taille gelegt.

„Elly, bist Du mir wirklich sehr gut, Elly?“

„Ach ja, Hans.“ Sie blieben beide stehen und dann sah es in der Dämmerung aus, als ob beide nur einen Kopf hätten.

„Ach, Elly, wenn ich mich nur noch ein einziges Mal so recht satt küssen dürfte, Elly.“

„Aber Du darfst es ja, Hans —“

Lautes Rufen.

„Elly, Elly, kommt doch; wo bleibt Ihr denn?“ Klang es von ganz vorne.

„Ach Gott, die Mutter . . .“ Und beide gingen eilig weiter.

Im hohen Grase lag ein junger Mann. Den Kopf in die Hände gestützt, blickte er dem zärtlichen jungen Paare nach. Auf seinem Antlitz lag bittere Behmut. Sein Herz schlug laut. Die Rippen waren geschlossen, die Zähne fest aufeinander gebissen und über seine fahlen Wangen rannen ein paar heiße Thränen.

Auch diese Woche war in gewohnter Weise vergangen, und die nächste fast zu Ende.

In der Hosentasche befand sich seit vier Tagen nicht ein rotes Pfennig und die linke Hand, die sonst die Vermittlung zwischen innen und außen übernommen, ging leer hinein und kam leer heraus. Doch es stand fest, daß nun bald eine Aenderung eintreten werde. Es gab nicht nur bald Geld, sondern es würde von jetzt ab mehr Geld geben, so viel, daß die linke Hosentasche nicht immer ganz leer werden soll.

Es hatte tagelanges Ueberlegen gekostet und manche wache Stunde im Bett, ehe der Entschluß gereift war, einmal um eine Zulage vorstellig zu werden. Alles „für“ und „wider“ war in Erwägung gezogen, alle möglichen Folgen eines solchen Schrittes ausgeklügelt worden und nun stand es fest, daß dieser Schritt nicht nur gewagt werden dürfe, sondern daß er auch Erfolg haben müsse. Auf einem Zettel standen die Ausgaben und die Einnahmen einander gegenüber. Wenn er den Zettel abgab, so dürfte er doch selbst vom unbernünftigsten Menschen ein Einsehen erwarten. Der Erfolg war doch dann eben eine Zulage. Es konnte gar nicht fehlschlagen.

Also bewaffnet, erwartete er die Zeit, wo sein Chef den Wochenlohn auszahle. Als sein Name gerufen war, ging er hin zu dem biden Herrn mit dem goldenen Kneifer und legte, nachdem er seine 12,50 Mark eingestrichen, in kurzen, nicht ganz glatten Worten sein Anliegen vor: „Ich kann wirklich nicht auskommen, Herr Niederlein!“

„Herr Schwindt, ich muß mich allerdings wundern, daß Sie schon nach den ersten vier Wochen um eine Zulage vorstellig werden; aber ich kann Ihnen zu Ihrer Genugthuung mitteilen, daß Sie auf der Liste derjenigen Herren stehen, welche für eine Zulage in Aussicht genommen sind. Ich habe mich von Ihrem Fleiß überzeugt und, wie gesagt, Sie stehen auf der Liste. Zu Neujahr pflege ich zuzulegen.“

„Zu Neujahr?“

„Ja, zu Neujahr. Es ist in meinem Geschäft von jeher so gewesen, daß Zulagen nur zu Neujahr bewilligt werden.“

Schwindt beschied sich damit und ging auf seinen Platz; erst später, als er sich immer und immer wieder diesen Augenblick vorführte, und sich vorkarft, daß er das hätte so sagen müssen und jenes so, kam er auch darauf, daß er ganz vergessen hatte, den Zettel zu zeigen.

Es mußte also, wenn vor Neujahr eine Zulage nicht zu erwarten war, entschieden sparsamer gewirtschaftet werden. In Aussicht genommen wurde zu diesem Zweck Aufkündigung der Kost bei Frau Müller; „wenn ich dort nur wohne, zahle ich vielleicht 2,50 bis 3 Mark; dann bleiben mir immer noch 9 Mark zur Befriedigung, damit kann ich mich einrichten.“

Während ihm diese Zahlen im Kopfe herumgingen, klopfte ihr der alte Kollege auf die Schulter. Schwindt wandte sich um und als er das bekannte Gesicht sah, erwartete er wieder eine kleine Epistel über die Verbands-Angelegenheit. Aber nichts davon; in vertraulichster Weise wurde er gefragt, wie er wohl heute über die Teilnahme an dem Sonnabendabend-Schoppen denke. „Sie sind nun schon vier Wochen hier und verhalten sich so exklusiv wie nur möglich.“

9 Mark in einer Woche Ueberschuß. So viel Inhalt hatte die Hosentasche noch nie gehabt.

„Nun ja, meine Herren, wenn's Ihnen recht ist, will ich mich gern beteiligen.“

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

th. In der Sommerfrische. Am Nachmittag schwoll Maries Wade an. Ihr ganzes Gesicht war schmerzhaft verzogen und mit glühender Röte überzogen. Die Köchin machte bedenkliche Mienen: „Na, Sie sollten man auch sonst was thun, als mit de Kinder an den Strand jehn, wo heute der Wind so übers Wasser pfeift. Das Jesicht! Das is doch nich bloß von Zahnschmerzen.“

Marie schüttelte den Kopf und preßte das Tuch fester auf das schmerzende Gesicht: „Nein, nein! Es ging schon so!“ Die gnädige Frau würde böse werden, die gnädige Frau war ins Seebad gekommen, um ihre Ruhe zu haben, man durfte sie nicht stören.“

Marie nahm die Strandleiber, die sie eben gebügelt, und ging hinaus, um die Kinder anzuziehen.

Die Kinder lachten hell auf: „Wie Marie aussieht!“

„Als hätt' sie 'ne Knallschote bekommen!“ sagte Käthe in ihrer naseweisen Manier.

„August mit de geschwollene Wade,“ lachte der neunjährige Max, und das dreijährige Lieschen wiederholte es: „festwoll'ne Wade.“

Marie war es durchaus nicht zum Lachen. Es bohrte und stach in der Wade, sie konnte sich kaum aufrecht halten vor Schmerzen. Rein mechanisch zog sie Käthe und Lieschen die blauleinernen Matrosenkittel an.

Lieschen schrie und strampelte. Sie wollte das weiße Spitzenkleid anziehen, das blaue paßte ihr durchaus nicht. Marie rebete gut zu. Sie versuchte ihr den Leinentittel überzuziehen, allein Lieschen wehrte sich. Sie schlug Marie ins Gesicht gerade auf die geschwollene Wade. Die beiden Großen fingen auch an, zu rumoren: „Marie, halte Sie mir das Kleid zu.“ „Marie, wo ist mein Schlips?“

Marie hier, Marie da . . . Sie hätte vier Hände haben können, und dabei würden die Schmerzen immer ärger. Als die drei Kinder endlich gepuyt dastanden, sank das Mädchen auf einen Stuhl und winnerte: „Ich halt's nicht mehr aus, ich kann nicht mitgehen.“

Die Kinder standen sprachlos, dann wandte sich Käthe plötzlich um und lief nach vorn auf die Veranda: „Mama, Tante Ida, Marie ist krank. Marie will nicht mit uns an den Strand gehen.“

Die beiden Damen horchten auf, sie lagen in bequemen Triumphstühlen und lasen oder träumten vielmehr über die Bücher fort in den hellen Sommertag hinein. Käthes Mama fuhr nervös in die Höhe: „Aber, Kind, solch' Spektakel, was ist denn los?“

„Marie hat 'ne dicke Wade; sie schreit, sie will nicht mitgehen.“

„Um eine dicke Wade?“ Tante Idas Stimme klang spöttlich: „Auf sie doch einmal her.“

Das Mädchen kam, sie hatte Lieschen auf dem Arm, Mag stürmte hinterher.

„Was soll denn das heißen, Marie?“ fragte Käthes Mama. „Sie wollen nicht mit den Kindern an den Strand? Die Wade ist ja doch dick, da kann sie ja gar nicht mehr weh thun.“

„Sie brennt aber wie Feuer,“ schluchzte Marie, „und die Köchin hat auch schon gesagt, wenn das man nicht was andres ist, wie bloß von Zahnschmerzen.“

„Ach was soll es denn sein? Sie haben am Wasser Zug bekommen, weiter ist's gar nichts. Darum macht man doch nicht solche Scene. Nehmen Sie die Kinder und gehen Sie an den Strand. Die Kinder müssen ihren Spaziergang haben. Wenn Sie ruhig sitzen, wird's schon nicht so weh thun.“

„Es brennt nur so!“ Das Mädchen winnerte, sie kniete fast zusammen.

„Wenn Marie aber in dem Zustand ist, kann sie doch nicht auf die Kinder aufpassen,“ sagte Tante Ida. „Sie kann sich ja nicht beherrschen, da läßt sie womöglich die Kinder Schaden leiden! Da... ich sag's ja, sie läßt noch Lieschen fallen.“ Sie sprang auf und griff nach der kleinen Nichte.

„Es fuhr mir so durchs Gesicht,“ schluchzte Marie. Sie weinte jetzt wirklich vor Schmerzen.

„Gott, das ist ja aber gräßlich.“ Die gnädige Frau richtete sich auf. „Und gerade jetzt in der Sommerfrische, wo man seine Ruhe haben will! Jetzt lassen Sie mal die Kinder hier und gehen Sie hinüber zu Doktor Müller, er soll Ihnen sagen, was es ist. Ich will wissen, ob es so schlimm ist, wie Sie es machen.“

„Sagen Sie aber, daß Sie von uns kommen,“ rief Tante Ida ihr nach, „damit Sie nicht so lange warten müssen.“

Als Marie gegangen war, sahen sich die beiden Damen ratlos an: „Ja, was soll denn nun werden?“

„Es wird ja schon nicht so schlimm sein.“

„Die Wade sah aber doch gefährlich aus,“ meinte Tante Ida nachdenklich.

„Na ja, sang nur noch so an, das könnte einem gerade passen: das Kindermädchen krank und keiner da, der auf die Kinder aufpassen kann. Womöglich kann man's noch selber thun. Dazu ist man in's Bad gereist! Mag, Käthe, macht nicht solchen Spektakel, wenn man Euch eine Stunde um sich hat, kann man ja verdreht werden.“

Sie ließ ihren Jörn an den Kindern aus, die im Zimmer umherzutollen begannen. Mag und Lieschen standen wie auf Kommando still, aber Käthe rief: „Mama, da kommt Marie schon wieder, — ach, und die Wade ist noch röter.“

Wirklich, Marie kam. Sie hielt ein Tuch an die Wade und schluchzte: „Der Doktor sagt, gefährlich ist es nicht, aber ich soll mich ruhen und keinen Zug raitkommen lassen; es ist Rose. Aber wenn ich sie warm halte, wird's in zwei Tagen vorüber sein.“

„Na also,“ sagte Käthes Mama. „Dann binden Sie sich ein wollnes Tuch um den Kopf und gehen Sie mit den Kindern an den Strand; wenn Sie in den Dinen sitzen, haben Sie ja auch Ihre Ruhe. Na, nun eilen Sie sich, damit die Kinder raus kommen.“

„Ja, ja.“ Marie nahm Lieschen auf den Arm und alle verließen das Zimmer.“

Es herrschte wieder Stille in der Veranda. Auf einmal aber sagte Tante Ida: „Du, hör' mal, glaubst Du nicht, daß Rose ansteckend ist?“

„Ach nein! Denkst Du!“

„Ich hab es mal gelesen, ich weiß es ganz gewiß.“

„Aber das wär' ja gräßlich und sie hat die Kinder bei sich.“

„Ich kann es Dir sogar in unsrem Hausdortorbuch zeigen. Sieh mal, hier steht's.“ Tante Ida war aufgestanden und hatte ein Buch aus dem Schrant genommen.

„Das ist aber empörend, und das sagt der Doktor uns nicht 'mal?“

„Er wird es schon gesagt haben, und sie hat's vergessen zu bestellen.“

„Dumm genug ist sie dazu, statt an die Kinder zu denken. Ja, was machen wir denn nun?“

Sie sahen sich beide ratlos an. Käthes Mama erhob sich feufzend: „Ja dann wollen wir nur gehen und selber bei den Kindern bleiben, dann kann sie ja in ihrem Zimmer bleiben, bis sie wieder heil ist. Ach ja! Und das soll nun Erholung für uns sein!“

„Ja, es hilft nichts,“ meinte Tante Ida. „Die Gesundheit der Kinder geht doch vor. Aber weißt Du, sage Marie, Du schickst sie nach Haus um ihretwillen, das macht doch einen besseren Eindrud.“

— Die Regenverhältnisse Palästinas. Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Das wichtigste klimatische Element ist in Palästina der Niederschlag, denn von seiner Menge und Verteilung hängt die Fruchtbarkeit des Landes in erster Linie ab. Eine von H. Gilderscheid unlängst veröffentlichte Untersuchung aller bisher vorhandenen Regenbeobachtungen in Palästina giebt darüber interessante Aufschlüsse. Hiernach hat der südliche Küstenbezirk und das tiefer als der Meerespiegel liegende Gebiet am Toten Meer und im Jordandthal eine durchschnittliche jährliche Regenhöhe von etwas unter 500 Millimeter, der höhere westliche Teil des Berglandes eine solche von 700 bis 750 Millimeter, das übrige Bergland 600—700 Millimeter, die Ebene 500—600 Millimeter. Zum Vergleich sei beigefügt, daß die durchschnittliche jährliche Niederschlagshöhe in Köln 638 Millimeter beträgt. Der Monat Juli ist in Palästina so gut wie völlig regenlos, auch Juni, August und September sind fast völlig trocken, dagegen sind März und November die eigentlichen Regenmonate, in denen fast 0,9 aller Niederschläge fallen. Die Monate Mai bis September haben durchschnittlich nur 1 Proz. der jährlichen Regenmenge. In Jerusalem beginnt die Regenzeit ungefähr im letzten Drittel des Oktober und schließt anfangs Mai; an etwa 192 Tagen wird daselbst Regen beobachtet, die Trockenheit umfaßt dagegen 173 Tage. Der Frühregen der Bibel fällt im Oktober und November, der Spätregen im April und Mai. Ersterer ist für die Saaten der wichtigste, ist er spärlich oder bleibt er einmal aus, so kann auch ein reichlicher Spätregen den Feldern nicht viel nützen. Fast alle Regen treten in Jerusalem mit westlichen Winden ein und bringen Abkühlung. Von 1880 bis 82, also in 22 Jahren, brachten 14 Winter zu Jerusalem Schnee, der aber rasch schmolz; der bedeutendste Schneefall trat am 28. und 29. Dezember 1897 ein und verursachte eine Schneehöhe von 43 Centimeter. Gilderscheid hat auch untersucht, ob sich das Klima Palästinas in geschichtlicher Zeit verändert habe. Er findet, daß die Bewalbung des Landes im Altertum nicht wesentlich größer gewesen sein könne als heutzutage, auch deuten die Angaben der Bibel wie des Talmuds nicht darauf, daß früher die Regenverhältnisse anders waren. Daraus schließt er, daß der heutige armselige Zustand und die dünne Bevölkerung des Landes nicht eine Folge klimatischer Veränderungen seien, sondern durch die geschichtliche Entwicklung bedingt würden, so daß bei einem gründlichen Wandel der durch die türkische Unkultur hervorgerufenen Verhältnisse das heute verödete Land wieder in einen Zustand der Blüte und des Wohlstandes gebracht werden könnte.

**Humoristisches.**

— Aus der Gesellschaft. „Gefällt Dir denn Dein Gemahl, liebe Rosa?“

„Nah, was geht es mich an, was für einen Schwiegerjohn sich mein Papa für sein Geld gekauft hat!“

— Ausgeforgt. In einer Stadt der Niederlausitz, die besonders durch ihre reichen Tuch- und Hutfabrikanten bekannt ist, sitzen am Stammtisch eine Anzahl der angesehensten Bürger. Das Gespräch dreht sich unter anderem auch um die Fortschritte der jungen Herren auf dem Gymnasium. Dabei fragt denn auch der alte Sanitätsrat Dr. R. den neben ihm sitzenden reichen Fabrikanten W., dessen ältester Sprößling trotz Nachhilfestunden und des respectablen Alters von beinahe 16 Jahren noch immer die Bänke der Quarta drückt: „Sagen Sie mal, lieber W., Sie wollen Ihren Sohn, den Adolf, aus der Schule nehmen? Wollen Sie ihn denn nicht wenigstens bis zum Einjährigen gehen lassen?“ Er erhält darauf zur Antwort: „Ach was! Des fällt mir ja nicht ein. Meine Jungs, die brauchen kein Latein, meine Jungs ha'n Wulle. Wenn meine Jungs nach Lateinien kommen, denn na'm'n se sich een Tu l m a t s ch (Dolmetsch)!“ — („Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— „Lucifer“ heißt eine neue Zeitschrift, die die wissenschaftlichen mit den religiös-idealistischen Bedürfnissen der Zeit versöhnen will. Herausgeber ist Dr. Rudolf Steiner. —

— Das Berliner Theater bringt in der nächsten Saison zwei Molièresche Stücke „Der Zwist der Verliebten“ und „Georges Dandin“, zur Aufführung; die deutsche Bearbeitung stammt von Ludwig Fulda. —

— Telegraphische Wetterprognosen werden in der Zeit vom 11. Juli bis 20. Oktober in allen Telegraphenamtern Oberösterreichs und Salzburgs öffentlich ausgehängt werden. Das Prognosetelegramm, das sich auf die Witterung des nächsten Tages bezieht, ist ein chiffriertes Wort von fünf Buchstaben. Der Schlüssel zu den einzelnen Buchstaben hängt gleichfalls aus. Bewährt sich die telegraphische Wetterprognose, so soll sie später durch die ganze österreichisch-ungarische Monarchie öffentlich verbreitet werden. —

— Palmengärten. In den Willengärten von Nizza und Cannes sieht man jetzt häufig einen großblättrigen Rasen, der nicht von Gräsern, sondern von jungen Dattelpalmen gebildet wird. Es sind junge Pflanzen der canarischen Dattelpalme. Die Gärtner hatten bemerkt, daß die kleinen Dattelfrüchte dieser Art, die ungeerntet auf den Boden fallen, in diesem warmen Klima leicht keimen und Pflanzen von großer Gleichmäßigkeit des Wuchses ergeben; sie machten deshalb den Versuch, die Datteln im März in engen Reihen zu pflanzen, und sie erzielten so einen schönen hohen, lebhaft grünen Rasen, welcher einen zwar etwas fremdartigen, aber außerordentlich angenehmen Anblick gewährt. — („Prometheus.“)